

Wolfgang Amadeus der Grosse

Autor(en): **Georgi, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lösung. Etwa geht es dabei hart auf hart. Eines Tages wurde den Freunden ein Mörser geschenkt mit der Warnung: Vorsicht! — Da fangen die merkwürdigen Stoffe Feuer. Ein Wunder, daß Fridtjof und sein Kamerad mit dem Leben davorkommen, und daß ihr Holzhaus nicht in Flammen aufgeht! Doch auch jetzt verläßt der Schall sie nicht. Sie schwärzen sich mit Pulver und Ruß. Regungslos auf dem Boden liegend erwarten sie den Bruder Alexander. Er sollte glauben, sie seien Opfer der Explosion geworden.

Aber selbst Säuren und Basen, Reaktionen und Explosionen bilden nicht Fridtjofs wahre Welt. Die ist draußen in der Einsamkeit von Berg und Bach in „Nordmarken“, der weiteren Umgebung von Oslo. „Der ehrfurchterweckende Fichtenwald“, der einzige Vertraute seiner Kindheit, mit den tiefsten Tönen der Natur, ihrer Wildheit, ihrer Melancholie hat seiner Seele die Stimmung für das Leben gegeben.

„Allein, tief im Walde, neben den glühenden Kohlen meines Feuers am Rande eines schweigenden, düstern Waldmoores, das Dunkel der Nacht über mir, wie pflegte ich glücklich zu sein im Genuße der Harmonie der Natur!“ Fern von allem Getümmel der Stadt, fort von den Gebräuchen der „Gesellschaft“ und ihrer heuchlerischen Höflichkeit, erlebte er die Abenteuer seiner geliebten Bücherhelden.

Im Frühling folgte dem Flößen das Fischen; im Herbst, wenn die Nächte kalt wurden, lodte die Hasenjagd. — Aber das Schönste bot der Winter. Noch wußte Mitteleuropa nichts von Schneeschuhen, und auch in seiner Heimat standen erst die Wagemutigsten auf den Skiern, da zog er schon auf große Touren ins Gebirge. Waren Kameraden dabei, so trugen sie schwere Rucksäcke mit dem nötigen Proviant auf sich. Das brauchte er nicht. Seinen Bedarf führte er in der Tasche mit: eine Brotkrinde, einmal auch Pfannkuchen mit Eingemachtem, im Futter der Brusttasche! Oft läßt er die Schar der Müden stehen, um noch 50 Kilometer allein zu überwinden.

So lernt er Fasten. So verlernt er es, wählerisch zu sein, wenn der Hunger quält. So lernt er das Leben derer kennen und lieben, welche in Wald und Felsmarken hausen, das Leben der Bergbauern und Flößer, aber auch aller kriechenden, hüpfenden und fliegenden Tiere, eine ganze Welt.

So lernt er die Gefahr kennen und überwinden. „Unmöglich“ ist nichts.

Wenn seinen Bruder der Schwindel überfallen will: Fridtjof geht nicht langsam Fuß für Fuß über die Schneewehen des Gletschers. Er springt — er gleitet, beginnt auch schon zu rutschen. Drei Sekunden, und er liegt zerschmettert im Tal! Da setzt er Arme und Beine entgegen und kann bremsen, im letzten Augenblick. Der Bruder hat den Augenblick nie vergessen!

In späteren Jahren urteilt Nansen über sich selbst: „Einst war ich ein Student, wohl jünger als die meisten unter Ihnen, dazu ein Tagelöhner, vielleicht von etwas Sport abgesehen.“

Etwas Sport, das heißt: mit kaum siebzehn Jahren erwirbt er sich die norwegische Meisterschaft im Schlittschuhlauf. Ein Jahr darauf bricht er den Weltrekord im Schnellaufen auf dem Eis. Dann aber wirft er sich allen Ernstes auf die Skier. Beim ersten Anlauf gewinnt er den großen Preis im Langlauf. Geschlagen wird er nie. Nach zwölf Siegen gibt er das Rennen auf.

Oft ging er mit Oberst Gregerßen auf die Jagd. „Nach einem besonders anstrengenden Tag saßen sie vor dem Kaminfeuer und warteten auf den Imbiß. Plötzlich kam Nansen auf den Gedanken, zu versuchen, wie oft er auf einem Bein niederhoden und wieder aufstehen könne. Siebzehnmal gelang es, und Nansen tat sich nicht wenig darauf zu gute. Sein Kamerad aber warf ganz trocken hin: „Jetzt scheint es mir, Ihre Eitelkeit als Sportsmann könnte befriedigt sein, und Sie könnten jetzt etwas Nützlicheres an-

fangen.“ Der Erzähler fügt hinzu: „Das war eine andere Rede, und sie machte großen Eindruck auf Nansen.“

Noch weiß er nicht recht, was aus ihm werden, „was er in dieser Welt tun“ soll. Ihn lockt die weite Ferne. Soll er zur See gehen? Er meldet sich als Kadett auf die Kriegsschule, wohl um Marineoffizier zu werden. Aber die Anmeldung wird rückgängig gemacht. Er will studieren, trotzdem ihn die sitzende Lebensweise schreckt. Besonderes Interesse hätte er für Physik und Chemie. Weiter forschen nach dem „Warum“, den merkwürdigen Eigenschaften der Dinge, welche die Welt vor immer neue Wunder stellen! Zulezt wählt er die Zoologie. Sie versprach „mehr Vergnügen, mehr Jagd und ungebundenes Leben in der Natur“.

Vor allem beschäftigt ihn ein Problem. Alle Fragen münden zuletzt in eine große: Was ist das Leben? Wo nimmt es seinen Anfang, wo findet es sein Ende? Wie gestaltet es sich dort, wo schwere Bedingungen ihm schier unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen?

„Student“ braucht er nicht lange zu sein. Die norwegische Universität bot im ersten Jahre die allgemeine Einführung in Philosophie und Wissenschaften, bevor das Fachstudium einsetzte. Damals wohl hatte er seiner Dienstpflicht zu genügen. Mit mehreren feinen Herrlein aus Kristiania sollte er das Zelt mit einigen Burschen vom „Ruhmarkt“ teilen. Die andern wollten nicht beim Ruhmarktburschen schlafen. Aber Nansen sagte: ich will gerne neben ihnen liegen! „Und wir wurden Freunde fürs Leben“, fügte er hinzu, wenn er davon erzählte.

Bald waren ihm andere Freunde dieser Art beschieden.

Wolfgang Amadeus der Große.

Von Stephan Georgi.

Es war um die Zeit, als das große Lachen von Versailles, das damals in ganz Europa widerhallte, dem Ende nahe war.

Während aber in den engen und dumpfen Gassen von Paris die revolutionäre Volksseele zu gären anhub, lag Wien noch immer in stillbeschaulicher, lachender Eintracht da und freute sich des sorglosen hellen Sonnenscheins. Aus kleinen Häuschen schauten, von wildem Wein umrankt, die Fenster sinnend auf die Straßen hinaus, die mit großen, unregelmäßigen Kopfsteinen gepflastert waren. Ueber das Grün der Gräber, die dazwischen emporklucherten, holperten die Postkutschen, von denen herab der Schwager munter sein Horn ertönen ließ. Friedlich und leicht standen die Häuschen neben den Palästen, um die, begrenzt von kunstvoll geformten Eisengittern, bunte Rasenflächen herumliefen.

Solch ein schmüdes Haus gehörte auch dem Baron Gottfried von Swieten, der ein Sohn des Leibarztes der Kaiserin, Präsekt der Hofbibliothek und Präsis der Studienkommission in Wien war und in dem berechtigten Ruf stand, einer der bekanntesten Musikliebhaber und Musikkenner Wiens zu sein. Karossen und Postkutschen standen vor dem Portal, Lakaien in Livree empfingen die Gäste, die gekommen waren, um den mit vielen Lorbeeren aus Prag zurückgekehrten Meister Wolfgang Amadé wiederzusehen.

Droben, im Musiksaale, versammelten sich die Angekommenen. Ein mächtiger Kronleuchter hing von der Decke herab, an der in einem bunten Kranze kleine, wohlgenährte Engel mit Rosen und anderen Blumen spielten. Zierliche Möbel standen umher, deren mattblaue Polster mit dem Weiß feingebogener Lehnen und Beine harmonierten. Ein Pianoforte ließ erwartend die Tasten leuchten, und in den großen, goldverzierten Spiegeln erglänzten die seidnen Kostbarkeiten der Gäste, die hochstrebenden Frisuren der Damen und die Buderperücken der Herren, verschönt durch das verschwenderische Gleichen der Lichter.

In zwanglosen Gruppen wurde geplaudert. Auf lächelnden, erwartungsfrohen Gesichtern versuchten sich hier

und da kleine Schönheitspflasterchen halb unter der Puder-
schicht zu verbergen. Aber man sah auch nachdenkliche
Mienen. Recht ernst war das Antlitz des Hausherrn, der
mit dem bekannten Opernlibrettisten Lorenzo da Ponte
sprach.

„Wirklich?“ fragte da Ponte und zog die Brauen hoch.
Van Swieten nickte. „Ich habe sichere Nachricht aus
Paris. Versailles liegt im argen. Die Krone Frankreichs
ist entsetzlich im Kurse gesunken.“ Er wollte dem
Librettisten die bedenkliche Situation Frankreichs gerade
noch ausführlicher demonstrieren, als einige Gäste hinzu-
traten und das Gespräch unterbrachen. Sie wandten sich
an van Swieten und heischten etwas Interessantes aus Mo-
zarts Jugendzeit zu wissen.

Ein kleines Lächeln setzte van Swieten auf, sann eine
Weile vor sich hin und sagte dann: „Ich will Ihnen die
Begebenheit erzählen, bei der Vater Leopold Mozart zu-
erst die ganze Genialität seines kleinen Wolfgang Amadeus
erfuhr. — Ein Freund des Mozartschen Hauses, namens
Wenigl, hatte einige Streichtrios komponiert und war mit
dem Hofmusiker Schachtner gekommen, um diese bei Mozart-
Vater durchzuspielen. Der kleine Wolfgang stand dabei und
hörte und lauschte. Dann schlich er sich leise hinaus, brachte
seine Geige, die er kurz zuvor geschenkt erhalten hatte, und
bat den Vater, die zweite Violine mitzuspielen zu dürfen.
Natürlich wurde ihm die närrische Bitte abgeschlagen, denn
er hatte bislang noch nicht den geringsten fachmännischen
Unterricht im Violinenspiel gehabt. Da stand nun der kleine
abgewiesene Künstler, und während die anderen weiter-
spielten, rannen ihm unaufhörlich die Tränen über die
Wangen. Darauf sagte der Vater nun doch endlich: „Geh,
geig' mit dem Herrn Schachtner mit, aber so leise, daß
man dich nicht hört.“ Wolfgang Amadeus Mozart spielte
mit. Nach einer Weile legte Schachtner still seine Geige
beiseite. Sie war überflüssig geworden. Auch Leopold Mo-
zart hörte auf zu spielen. Mit tränenfeuchten Augen sah er
auf seinen Jungen. Und so spielte der Fünfjährige alle
sechs Trios hindurch mit.“

Von unten her klang das Rollen der Räder.

„Er kommt! Er kommt!“ tönte es im Saale.

Mozart kam. — Einer gelbrotten Kutsche entstieg er,
in blauen Kleidern, Seidenstrümpfen und kleinen Schnallen-
schuhen, die Hand leicht auf den Galanteriedegen gelegt.
War sein Gesicht nicht ehemals lustiger, ausgelassener ge-
wesen? Ruhm und Erfolg hatte er in Prag geerntet. Aber
in Wien? Wie hatte man seinen „Don Giovanni“ hier
aufgenommen? Wie sehr hatte er hier mit Neid und In-
trigen zu kämpfen, die nicht zuletzt auch von seinem Tod-
feinde, dem Komponisten Salieri, ausgingen. Selbst seine
Ernennung zum Kammerkompositur Joseph II. bedeutete
ihm keine rechte Freude, denn er hatte für die 800 Gulden,
die er damit bekam, fast nichts weiter zu tun, als — Tanz-
musik zu schreiben.

„Zu viel für das, was ich leiste; zu wenig für das,
was ich leisten könnte.“

Aber als er, der so sehr Pracht und Glanz liebte,
den hellen, spiegelnden Saal betrat, da stieg trotz aller
Sorgen doch wieder seine knabenhafte, leichtsinnige Freude
in ihm auf.

Van Swieten eilte ihm entgegen. „Willkommen in
Wien, lieber Maestro!“ Man begrüßte, umarmte und be-
glückwünschte sich. Fröhliche, ausgelassene Stimmung hatte
Mozart mit in den Raum gebracht. Redend bemerkte da
Ponte, daß heute weder die schönste Römerin Signora
Malerbi, noch die galante Berliner Sängerin Madame Ba-
ranian unter den Gästen weile. Allein Mozart wehrte mit
lächelndem Ernst ab. „Welch ein schlechter Scherz, da Ponte!
Was kümmern mich die anderen Frauen, wenn ich doch
meine Konstanze habe, mein kleines goldiges Stanzel.“

Ein ungemein angenehmer Abend war es; so zwanglos,
daß Mozart während des Mahls komisch klagend ausrief:

„Aber die Etikette!“ Als man ihm beschwichtigend ant-
wortete, fuhr er fort: „Sie haben recht. Die Etikette ist
überall verschieden. Ich weiß es selbst am besten, da ich
sie einmal in gröblicher Weise verlegt habe. — Es ist



Wolfgang Amadeus Mozart.

Nach einem alten Stich.

Am 27. Januar 1756, also vor 175 Jahren, wurde W. A. Mozart, wohl der genialste
aller Tondichter, als Sohn eines Musikers in Salzburg geboren. Er starb, kaum 36
Jahre alt, am 5. Dezember 1791. Mozart hinterließ im ganzen 626 Werke, darunter
23 Opern, über 100 Arien, Lieder, Sonaten, Messen usw.

lange her, als wir — ich war damals kaum mehr als
sechs Jahre alt — den Münchener Hof besuchten. Mit der
Etikette noch nicht recht vertraut, sprang ich dort der Kaiserin
ohne weiteres auf den Schoß und küßte sie. Kein Mensch,
und vor allem sie selbst nicht, nahm daran Anstoß. Ja, zu
Marie Antoinette, die mich einmal, als ich gefallen war,
aufhob, sagte ich sogar: Sie sind brav, ich will Sie heiraten!
Anders verhielt es sich mit der Etikette am Pariser Hof,
den wir etwas später besuchten. Als ich dort in kindlicher
Unbefangenheit die geschmückte und gepuderte Madame
Pompadour umhassen wollte, geschah ein so kühles Abweisen
meiner wohlgemeinten Zärtlichkeit, daß ich entrüstet ge-
rufen haben soll: Wer ist denn die da, daß sie mich nicht
küssen will, hat mich doch die Kaiserin geküßt!“

Ausgelassenes Lachen belohnte den Meister für seine
Erzählung.

Nach dem Mahl drängten ihn die Gäste zum Spiel.
Er schlug ein paar Afforde an, präliederte eine Weile und
ging dann zu seiner Lieblingsarie aus dem „Figaro“ über:
Dort vergiß...

Da war es, als ginge durch das andächtige Schweigen
ein heimliches Raunen, ein einziger wehevoller Atem.

Mozarts Musik! Mozarts Töne!

Und als der rauschende Beifall einsetzte, als der Spie-
lende die lebenshungrigen Augen der jungen Damen sah,
da lachte er leise vor sich hin und begann kapriziös die
Arie: Will der Herr Graf ein Tänzelein wagen?

Damit hatte er das Richtige für die Jungen getroffen.
„Ja, tanzen!“ riefen sie. „Bitte, bitte, lieber Meister, ein
Menuett!“

Da half nichts; Mozart mußte sitzen bleiben, und die
übrigen Musiker nahmen ihre Instrumente zur Hand.

Ein Menuett hüpfte durch den Saal, so leicht und
launig, wie erstes Frühlingslod. Das jubelte sich in die
Herzen, frohlockte aus glanzprühenden Augen, pridelte in

kleinen Füßen und trippelte so zierlich über das spiegelnde Parkett. Und aus den schmeichelnden Tacten quoll die lebend gewordene Grazie einer lachenden, frivolen Zeit.

Es war ein feingestimmtes Quartett, das dort am Ende des Saales musizierte. Eine fühlende Hand war es, die unter sauberen Bogenstrichen die Violine loden und singen ließ; ein so lächelndes Drohen lag in den Tönen der Bratsche; es war Leben in dem Atem, der die Flöte jauchzen und jubeln ließ — und dort, an dem blanken Pianoforte, sprudelte der lebensheiße Quell himmlischen Leichtsinns hervor, da war es, als könnten die zarten Hände, die dort über die Tasten hüpfen, die ganze Fülle irdischer Sorglosigkeit erfassen und in Musik verwandeln; da war jeder Ton, jeder Takt von einem sinnig-minnigen Lächeln begleitet, da spielte einer auf seiner Seele, neigte den Kopf, wie aufhorchend, zur Seite, spiegelte sich in den Tönen und lebte mit ihnen.

Wolfgang Amadeus Mozart spielte das grazios-übermütige Menuett aus seinem „Don Giovanni“.

Ringsum saßen und standen die Hörer, ließen das feine, zartgraziöse Musikgewebe zu ihren Ohren klingen und wurden nicht müde, zu hören und zu lauschen.

Die Jungen unter ihnen aber ordneten sich zu einem zierlichen Reigen, in dem eine so feingestimmte, lächelnde Harmonie lag, daß es schien, als ginge ein heimliches Flüstern von den bezopften Perücken zu den bauschigen Reifröden hinüber. Und sprachen dabei mit den Fingerspitzen über Dinge, für die es keine Worte gibt.

Das Bild der tänzelnden Rokokozeit lag in diesem Tanze, in Mozarts Musik, wie ein duftiges Blumengewinde aus Chloris göttlichen Händen.

Als der letzte Akkord verhallt war und die Paare mit anmutiger Reverenz den Reigen beschlossen, brauste ein Jubel durch das Haus, der schier nicht enden wollte.

„Bravo! Es lebe der große Mozart!“ riefen die Begeisterten.

Und der kleine „Wolferl“ mit dem großen, göttlichen Geist, erhob sich, schüttelte so fröhlich das Haupt, daß der Zopf pendelnd nach beiden Seiten schlug und sah übermütig in den Jubel hinein.

Van Swieten reichte ihm herzlich die Hand. „Maestro, es werden hundert und mehr Jahre vergehen, ehe der Welt vielleicht einmal ein zweiter Mozart beschert wird. Ein solches Können, wie das Ihrige, adelt.“

Mozart wehrte ab: „Das Können allein macht es nicht, das Herz adelt den Menschen.“

Die Augen.

Von Anna Burg.

Immer gab es ihm einen kleinen, unangenehmen Stoß, wenn er sie an der Straßenbiegung erscheinen sah. Er dachte sich nichts dabei. Es war nur ein kurzes Unbehagen, wie es einen flüchtig überfällt, wenn man an einer stets wiederkehrenden, lästigen Notwendigkeit vorbei muß. Er dachte nicht an sie, weder bevor sie erschien, noch wenn sie vorbeigegangen war. Er wußte nicht wie sie hieß, wer sie war, wohin ihr Weg sie führte. Aber er traf sie täglich, wenn er mit seiner gewohnten Regelmäßigkeit vom Bureau kam, an derselben Stelle. Und diese Regelmäßigkeit war es, was die Begegnung unangenehm machte. Im Anfang hatte er sie gar nicht beachtet, aber etwas, das sich ungefähr ein Jahr lang mit tödlicher Sicherheit alle Werkstage beinahe zur gleichen Minute zuträgt, drängt sich dem Bewußtsein auf. Sie gingen stets aneinander vorbei, wie man ein Hindernis überwindet, mit einer gewissen Anstrengung, ohne sich anzusehen, sie mit gesenktem, er mit geradeaus gerichteten Blick. Dies dauerte ein paar Sekunden. In der

Zwischenzeit hatte sie vollständig aufgehört, für ihn zu existieren. Sie war auch nicht dazu angetan, Aufmerksamkeit zu erregen, da sie zu den Menschen gehörte, die man in der Menge einfach nicht sieht. Sie war ziemlich groß, aber schwächlich, farblos von Gesicht, Haar und Kleidung.

Der seltsame kleine Moment des Mißbehagens, das gewissermaßen plötzlich aus dem Nichts hervortrat, um sofort wieder im Nichts zu versinken, wiederholte sich nun schon nahezu seit einem Jahr.

Nun war es an einem Wintertag, wo die Straße frisch verschneit war und die Schulkinder mit Schleifen heimtückische, eisige Bahnen auf dem sonst so gefahrlosen Weg geschaffen hatten. Genau zur gewohnten Zeit traf er an der gewohnten Stelle mit ihr zusammen, als sie plötzlich, trotz ihres zur Erde gesenkten Blickes, ausglitt und mit einem leisen Ausruf zu Boden sank. Er gehorchte dem Impuls, der in jedem rechten Manne aufschwillt, wenn seine Hilfe irgendwie nötig ist, und eilte an ihre Seite. Aber sie war schon aufgestanden, lachte und sah ihn an.

Plötzlich sah er sich zwei Augen gegenüber, die, groß aufgeschlagen, von tiefer Bläue, die ganze Gestalt des Mädchens wie in weiche, warme Beleuchtung hüllten. Ueber rascht, überwältigt schaute er in diese Augen, die alles bargen, was der unscheinbaren Gestalt sonst vielleicht fehlte: Glanz, wiegende Anmut, Beseeltheit, geistiges Feuer, Schelmerei, vor allem Jugendzauber bis zur Verwirrung. An diesen Augen war er ein Jahr lang vorübergegangen —

„Haben Sie sich weh getan?“

„Nicht im geringsten. Danke schön!“

Und mit einem lächelnden Gruß war sie vorbei.

Am folgenden Tag wartete er mit fieberhafter Ungeduld auf den Augenblick, wo er sie treffen, wo er ihre Augen sehen würde. Denn von nun an mußte sie ihn ja ansehen. Aber seltsam, gerade heute kam sie nicht. Gerade heute? Sie kam überhaupt nicht mehr. Die Pflicht, irgend eine Pflicht, die sie diesen Weg geführt hatte, war genau an dem Tage, da er zum erstenmal ihre Augen sah, zu Ende gegangen. Er wartete lange, hoffte lange, sie doch wieder zu sehen. Umsonst. Und wenn es ihm früher bei ihrem Erscheinen immer einen kleinen unangenehmen Stoß gegeben hatte, so ging er jetzt nie mehr an jener Straßenecke vorbei, ohne einen kleinen stechenden Schmerz zu empfinden.

Der Arbeitslose.

Und wieder ging ein Tag, ein trüber Tag zu Ende. Von einem Ort zum andern bin ich heut' gegangen, Das müde Herz erfüllt mit brennendem Verlangen, Dem einz'gen, heißen Wunsch: O, wenn ich Arbeit fände!

Ich klopfte hoffend an vor mancher Werkstatt Pforte, Und immer dachte ich, es wird, es muß gelingen, Daß frohe Botschaft heut' ich kann nach Hause bringen, Doch ach, statt Arbeit gab's nur harte, leere Worte.

Berzweiflung wühlt im Herz mir, den! ich an die Meinen, Ein krankes Weib — drei kleine Kinder preisgegeben Dem Hunger und der Not, so frühe schon im Leben, Kein frohes Lachen tönt im Hause mehr, nur Weinen.

Den letzten Taler hab' ich heute ausgegeben Für Speise, Trank — was bleibt uns Armen noch für morgen?

Uns bleibt nichts übrig als aus Tränen, Schmerz und Sorgen,

Aus Gram und Kummer uns das Leichentuch zu weben.

D. Braun.